

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **54 (1974-1975)**

Heft 12

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

LITERATUR ZUR NEUESTEN SCHWEIZERGESCHICHTE

Die starke Beachtung, die Publikationen, Radio- und Fernsehsendungen über die Jahre 1933 bis 1945 hervorrufen, mahnt an Jacob Burckhardts Wort: Sobald sich die Geschichte unseres Zeitraum und unserer Person nähert, finden wir alles viel «interessanter», während eigentlich nur wir «interessierter» sind. Im Unvermögen, sich von den Absichten der eigenen Zeit und Persönlichkeit ganz losmachen zu können, erblickte der Basler Historiker das wohl schlimmste Hemmnis der Erkenntnis. Daraus ein Verdikt gegen die Zeitgeschichtsforschung schlechthin abzuleiten, wäre falsch. Hingegen bedarf es einer systematischeren Aufarbeitung der vorhergehenden Abschnitte, die tief ins vergangene Jahrhundert zurückführen. Denn nur auf diese Weise lässt sich die schmale Basis subjektiver Erinnerung durch jenes breite Erkenntnisfundament ersetzen, das die jüngsten Ereignisse leichter in die historischen Zusammenhänge einzuordnen ermöglicht.

Während die Schweiz im Zweiten Weltkrieg trotz der bekannten Divergenzen ein hohes Mass an innerer Geschlossenheit gegen die Bedrohung von aussen aufgebracht hat, bot sich die innenpolitische Situation vor und während des Ersten Weltkrieges bedeutend komplizierter und – wenn schon – im Grunde genommen auch «interessanter» dar. Die ausserordentlich starken Bindungen an eine überstaatliche Kultur- und Sprachgemeinschaft, die den

deutsch-französischen Gegensatz in verhängnisvoller Weise auf das Innenleben des eidgenössischen Staates übertrugen, sind erst rudimentär erhellt worden. Eine Belastungsprobe, wie sie dann im August 1914 eintrat, konnte nur gesichert durchgestanden werden, wenn das Bewusstsein für die gemeinsamen diesem Staate zugrundeliegenden Werte gestärkt wurde.

Paul Seppels Beitrag zur nationalen Festigung

Zu jenen Persönlichkeiten, deren zentrales Anliegen die Festigung des schweizerischen Nationalgedankens gewesen war, gehörte der Genfer Liberale Paul Seppel (1858–1926). Die undankbare Rolle des Vermittlers bekam der angesehene Literatur- und Kunstkritiker selbst zu fühlen, hielt sich doch bei den radikalen Welschen hartnäckig «la légende d'un Paul Seppel germanophile»; trotz der hundertfünfzig Jahre langen Niederlassung der Familie am Genfersee wollten sie deren deutschen Ursprung nicht vergessen, während die deutschgesinnten Extremisten Seppel als Renegaten verschrien.

Es ist das Verdienst der Studie von *Hans Marti*, am Beispiel dieses vielseitig Begabten, der als Professor für französische Literatur und Sprache am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich lehrte, die nationale Krise und deren Überwindung aus einer lebendi-

gen und substantiell ergiebigen Perspektive ergründet zu haben¹. Die Untersuchung der umfangreichen publizistischen Tätigkeit beleuchtet auch andere Bereiche, wie etwa das Verhältnis des Genfer Protestanten zum Katholizismus oder die Vorstellungen des Föderalisten über das künftige Europa, der erstaunlich klarsichtig schon um die Jahrhundertwende das alte Europa von den aufstrebenden Mächten Amerika und Russland bedrängt sah. Der Gewichtsverlagerung nach der Neuen Welt wünschte Seippel eine französisch-deutsche Kooperation gegenüberzustellen, die ohne eine befriedigende Regelung der Frage um Elsass-Lothringen natürlich nicht verwirklicht werden konnte.

Wohl waren ihm der autoritäre Kollektivismus und jedes revolutionäre Jakobinertum zuwider; doch verkannte er die konkreten humanitären Ziele des Sozialismus nicht. Die Auseinandersetzung mit Seippels Hauptwerk «Les deux Frances et leurs origines historiques» (Lausanne 1905) zeigt ihn auf der Suche nach dem eigentlichen Frankreich, das im Widerstreit der gegenläufigen Strömungen seine Orientierung verloren zu haben schien; der «conception terroriste», in der er eine «mentalité romaine» gesehen hat, stellte er die «liberté de conscience» gegenüber; sein Werk enthüllt sich denn auch als die grossangelegte Verteidigung seiner eigenen Maxime: des Prinzips der Individualität.

Im Gegensatz zu manchen jüngeren Protagonisten des Helvetismus umschloss für Seippel der schweizerische Nationalitätsbegriff nur den Gedanken der politischen Einheit. So wie er für die Welschschweizer eine nach Westen gerichtete, im Essentiellen franzö-

sische Kultur als selbstverständlich hielt, gestand er dem deutschsprachigen Landesteil eine in den Grundzügen deutsche Kultur zu. Doch beide Gruppen hatten ihre Eigenart gegenüber den Nachbarstaaten zu bewahren – eine geistige Unabhängigkeit, die die Basis zur innerschweizerischen Verständigung festigte. Der Abschnitt über Seippels Vermittlerrolle in dem um die Jahrhundertwende entflammten Sprachenstreit, der übrigens, wie an anderer Stelle darzulegen sein wird, weiter reichte, als der Verfasser annimmt, sowie die Ausführungen über seine weder als germanophob noch als franzosenfreundlich abzustempelnde Haltung während der Kriegsjahre gehören mit zu den bemerkenswertesten Kapiteln dieser Biographie. Die gewissenhafte Auswertung des Nachlasses Seippels durch Hans Marti dokumentiert einmal mehr, welch wertvolles Material sich in Privatarchiven auffinden lässt.

Modifizierte Beurteilung der Spitteler-Rede

Neben Seippel ist Ernest Bovet der wohl bekannteste in Zürich ansässige Romand gewesen, der sich mit seiner Zeitschrift «Wissen und Leben» für die nationale Einheitsidee eingesetzt hat und als Vermittler zwischen den Landesteilen hervorgetreten ist. Als prominentester Mahner zur nationalen Versöhnung ist Carl Spitteler durch seine mutige Zürcher Rede vom 14. Dezember 1914 in Erinnerung geblieben. Sowohl die an dieser Stelle durch Friedrich Witz gewürdigte Spitteler-Biographie von *Werner Stauffacher*² wie die Studie von Hans Marti verdeutlichen, was schon Gottfried Guggenbühl klar-

gestellt hat: bereits vor des Dichters Manifestation war eine ganze Reihe von Versuchen unternommen worden, der nationalen Zusammengehörigkeit angesichts des Weltkrieges Ausdruck zu geben; vor allem aber wirkte die Spitteler-Rede keineswegs als das legendäre Machtwort, das eine unmittelbare Überbrückung des Grabens herbeigeführt hat.

Statt dessen entflammten seine dezierten Worte den Meinungsstreit, der auch innerhalb der einzelnen Sprachgruppen entbrannt war, leidenschaftlicher denn zuvor. Erst jetzt wagten sich die extrem deutschfreundlichen «Stimmen im Sturm» an die Öffentlichkeit, die sich mit ihren heftigsten Antipoden im Welschland erbitterte Wortgefechte lieferten. Die Radikalisierung des Meinungskonfliktes beschleunigte in breiteren Kreisen die Einsicht, dass nur die Rückbesinnung auf einen Schweizer Standpunkt, wie ihn Spitteler aufzuzeigen versucht hatte, eine innere Versöhnung ermöglichen werde.

Die katholische Minorität im Kampf um die Gleichberechtigung

Ein «Graben» anderer Art, dessen Ursprünge sich ins Zeitalter der Glaubensspaltung zurückverfolgen lassen, war eben in den Hintergrund getreten. Im jungen Bundesstaat hatte sich die Herausführung der «katholischen Subgesellschaft» aus dem Zustand der negativen Integration zur positiven Kooperation nur allmählich vollzogen. Der Wandel in dem durch die Radikal-Liberalen beherrschten Staat von 1848 erforderte auf beiden Seiten einen Reifungsprozess. Der lange Marsch der konfessionell-politischen Minorität zur

Gleichberechtigung auf gesamtschweizerischer Ebene führte zunächst auf den Weg ins teils aufoktroierte, teils freiwillig gewählte Ghetto der subgesellschaftlichen Organisationen. Der Berner Historiker *Urs Altermatt* hat es unternommen, erstmals in umfassender Weise das allmähliche Zusammenrücken der verschiedenen katholischen Gruppierungen zur locker organisierten gesamtschweizerischen Volksbewegung zu erhellen³.

Die vielschichtige Thematik hat der Verfasser in drei Zeitabschnitte aufgliedert. Die liberale Ära stand bei den Katholiken zunächst im Zeichen der inneren Sammlung. Der Katholizismus festigte in den Stammkantonen sein Refugium und sicherte sich von hier aus durch den 1856 gegründeten kirchlich-religiösen Piusverein die Hegemonie über die Glaubensgenossen in den Diaspora- und Paritätskantonen. Eine wesentliche Verbesserung im Kampf um die Gleichberechtigung bedeutete das 1874 in die Bundesverfassung aufgenommene Referendumsrecht. Die Diasporakatholiken erfuhren dadurch eine erhebliche Aufwertung, konnte sich doch ihr Stimmpotential mit jenem der Stammkantone durchaus messen. Der zweite Abschnitt (1885–1899) schildert die Emanzipation der Diaspora, die gegen den Willen der oligarchisch akzentuierten Stammlande auf eine vornehmlich politisch orientierte katholische Sammlungsbewegung drängte. In minutiöser Weise arbeitet Urs Altermatt die divergierenden Strömungen heraus, die sich aus den Generationen-, Klassen- und Regionenkonflikten ergaben.

Der gewichtigste und letzte Teil dieser Monographie verfolgt die langwierigen und mehrfach gescheiterten Versuche zu einer gesamtschweizerischen

Einigung. Der Katholikentag, der 1905 ins Leben gerufene «Schweizerische Katholische Volksverein», der als Dachorganisation aller Vereine mit allgemeinkatholischer Zielsetzung eine neue Ära der Kooperation einleitete, der Aufschwung der christlichsozialen Bewegung auf gewerkschaftlicher Basis und schliesslich der parteipolitische Zusammenschluss in der am 22. April 1912 in Luzern gegründeten «Konservativen Volkspartei» formten die veränderte Struktur des Organisationskatholizismus, der sich nach mehr als einem halben Jahrhundert den Weg zu nationalen Volksorganisationen geebnet hatte.

Trotz der lückenhaften Quellenlage, die eine aufwendige Aktensuche erforderlich machte, gelang es Urs Allematt, ein in sich geschlossenes Gesamtbild zu vermitteln. Während sich über die etwas sophistischen Überlegungen, die zur Titelgebung geführt haben, diskutieren lässt, dürfte der Wunsch allgemein sein, das Verhältnis zwischen den Vertretern der kirchlichen Institutionen und dem Organisationskatholizismus transparenter zu machen. Nach der Öffnung der staatlichen Archive ist für die neueste Zeit auch auf eine vermehrte Zugänglichkeit der kirchlichen Archivalien zu hoffen.

Die radikale Linke im Ersten Weltkrieg

Während die Katholisch-Konservativen, die seit 1891 mit dem Luzerner Josef Zemp einen Bundesratssitz innehielten, in die Rolle des Koalitionspartners hineinwuchsen, indem der konfessionell-weltanschauliche Gegensatz mehr und mehr zurücktrat, nahmen die

sozialen Klassenkonflikte mit zunehmender Verschärfung des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes zu. Zum Linksradikalismus während des Ersten Weltkrieges hat *Hans-Ulrich Jost* für den deutschschweizerischen Raum eine konzis gefasste Untersuchung vorgelegt⁴.

In ihr finden sich unter anderem neben einer kritischen Beurteilung der Konferenzen von Zimmerwald und Kiental, zu der man mit Gewinn die detailkundige Leninstudie von *Willi Gautschi* hinzuzieht⁵, aufschlussreiche Charakterisierungen von Robert Grimm, Fritz Platten und Willi Münzenberg. Jost beschreibt Trotzki's Aktivitäten im Arbeiterverein «Eintracht» in Zürich, der nach Kriegsausbruch für die radikale Opposition einen Hauptstützpunkt bot. Dort verkehrten auch die Ideologen der anarchosyndikalistischen Bewegung Max Tobler und Fritz Brupbacher, der im «Schwänliklub» eine kleine Jüngerschaft um sich scharte. Zur Oppositionsbewegung der extremen Linken gehörten Teile der sozialistischen Jugendorganisationen; zeitweiliger Sukkurs kam aus den Reihen der Religiös-Sozialen um Leonhard Ragaz sowie von militanten Marxisten, die in der «Eintracht» geschult worden waren.

Jost verfolgt in den verschiedenen Phasen der Kriegszeit das Zusammenspiel der divergierenden Oppositionsgruppen, wobei der aktivistische Kern um Jakob Herzog, dem späteren Führer der Altkommunisten, eingehender zur Darstellung gelangt. Die Studie, die den antimilitaristischen Strömungen einen exkursorischen Abschnitt widmet, endet mit der Radikalisierung kurz vor dem Landesstreik.

Der Linksradikalismus in der

Schweiz ist, so kommt der Verfasser zum Schluss, vom bürgerlichen Gegner in seinem tatsächlichen Einfluss weit überschätzt worden. Dieser machte ihn in einer Weise zur Zielscheibe seiner Angriffe, die auf eine Diskreditierung der gesamten politischen Opposition hinauslief, was wiederum einen Vorwand lieferte, um mit unverhältnismässig starken Mitteln «oft kaum mehr legitimierte egoistische Machtinteressen» zu verteidigen. Die Kritik am Verhalten des bürgerlichen Staates, dem es noch am Bewusstsein der sozialen Verantwortung fehlte, lässt sich tief in die Vorkriegsjahre ausdehnen. Allerdings bedarf es einer Einordnung in das gesamte politische Beziehungsgeflecht. Insbesondere während der Jahre 1905 bis zum Zürcher Generalstreik von 1912 hatten linksradikale Gruppen und unter ihnen die «Einträchtler» an führender Stelle mit Erfolg auf eine Verschärfung der Klassenkampfsituation hingewirkt. Wohl brachte der Kriegsausbruch für die linken Randgruppen einen Bedeutungsverlust mit sich; doch blieben diese frühen Gegner des Burgfriedens für das Bürgertum der Hauptfeind. Ihm schrieb es die erneute Verschärfung der Konfrontationspolitik in erster Linie zu. War auch das simplifizierende «Feindbild», mit dem ja auch in umgekehr-

ter Richtung ebenso undifferenziert gearbeitet wurde, ein politischer Fehlgriff, so verlangt der Parforceritt der linksradikalen Gruppen nicht weniger nach einer kritischen Analyse. Schliesslich waren sie es, die von einem extrem theoriebezogenen Standpunkt aus einer revolutionären Praxis das Wort redeten; da diese aber den realen Gegebenheiten in keiner Weise Rechnung trug, fiel auf sie selbst die Schuld zurück, die Sozialdemokratie in ihren legitimen Bestrebungen gehemmt zu haben.

Klaus Urner

¹Hans Marti, Paul Seippel 1858–1926, Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1973 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft Bd. 130). – ²Werner Stauffacher, Carl Spitteler, Biographie, Artemis-Verlag, Zürich 1973. Vgl. Schweizer Monatshefte (54) 1975, S. 764–768. – ³Urs Altermatt, Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto, Die Entstehungsgeschichte der nationalen Volksorganisationen im Schweizer Katholizismus 1848–1919, Benziger-Verlag, Glattbrugg/Zürich 1972. – ⁴Hans-Ulrich Jost, Linksradikalismus in der deutschen Schweiz 1914–1918, Verlag Stämpfli & Cie. AG, Bern 1973. – ⁵Willi Gautschi, Lenin als Emigrant in der Schweiz, Benziger-Verlag, Einsiedeln 1973.

HUGO FRIEDRICHS GESAMMELTE AUFSÄTZE¹

In der biographischen Notiz im Anhang zu seiner Untersuchung *Die Struktur der modernen Lyrik* (Hamburg 1956) bekannte Hugo Friedrich, dass seinen Büchern, wie auch den meisten seiner Aufsätze und Vorlesungen, zwei Züge gemeinsam seien, ein inhaltlicher und ein

methodischer: «Der inhaltliche ist die Sympathie mit unsentimentalen Autoren, der methodische die Abneigung gegen eine Literaturwissenschaft, die an dem unglücklichen Prinzip <Erlebnis und Dichtung> krankt.»

Dieser Seitenhieb gegen Kritiker,

denen «inspirative Ergriffenheit» (*Struktur*, 116) alleiniger Ausweis dichterischer Qualität ist, wäre heute entbehrlich. Andere Einseitigkeiten sind Mode geworden. In der Dieckmann-Festschrift *Europäische Aufklärung* setzte sich Friedrich 1967 mit dem Strukturalismus auseinander. Ob die unbestreitbaren Erfolge des Strukturalismus nicht mit einer enormen terminologischen Überfrachtung erkaufte seien, gab Friedrich nun zu bedenken (II, 4). Friedrich übt zwar auch noch in der Polemik vornehme Zurückhaltung, aber das Entscheidende bleibt nicht ungesagt: «... dort, wo sich dieser Terminus (cfr. *Struktur*) anbietet, könnte man vielleicht ebenso gut «Aufbau», «Anlage», «Beschaffenheit», «Gefüge» sagen. Dann wäre man jedenfalls davor geschützt, von einer «Struktur des Aufbaus» zu reden, wie das sogar einem Latinisten jüngst an sichtbarer Stelle unterlaufen ist.» (II, A 2.)

Schon 1957 hatte Friedrich bei der Jubiläumsfeier aus Anlass des fünfhundertjährigen Bestehens der Albert-Ludwig-Universität in Freiburg/Breisgau über *Dichtung und die Methoden ihrer Deutung* gesprochen und festgestellt, keine literaturwissenschaftliche Methode dürfe totalitär auftreten (I, 25). Implizit enthielt der Vortrag eine Absage auch an die damals sich allmählich ausbreitende soziologische Literaturbetrachtung. Für Friedrich liegen die kommunikativen Kräfte eines Textes weit eher in den «reinen Sprachbewegungen selber» als in der direkten «Sprachausgabe». Er misstraut den Selbstaussagen in Vorreden, Briefen und autobiographischen Äußerungen. Wichtiger ist ihm das Geflecht aus Verstehen und Missverstehen, das die Wirkungsgeschichte und Sinnentfaltung literari-

scher Werke ausmacht, «zu der sich die einstige Konzeption ihres Schöpfers verhält wie der Keim zur ausreifenden Frucht» (I, 19).

Friedrichs Gespür für die Sprachbewegungen einer Dichtung zeigt sich ganz besonders in den meisterhaften Interpretationen seiner *Epochen der italienischen Lyrik* (1964). In einem 1954 als Einführung zu einer von J. v. Stackelberg herausgegebenen Anthologie *Italienische Geisteswelt* veröffentlichten *Überblick über den Gang der italienischen Literatur* hatte er dem an eine für sich selber bestehende Formensprache wenig gewöhnten Deutschen empfohlen, bei den Italienern in die Schule zu gehen: «Hier lernt er, was Schönheit sein kann: eine sinnliche Gestalt, von allen Zwecken gelöst, sich selber genügend als Einswerdung des freien Geistes mit dem bindenden Stoff.» (II, 19.)

Einen Schwerpunkt haben Hugo Friedrichs Forschungen in seinen Untersuchungen zur *Divina Commedia*. Im Mittelpunkt einer Monographie stand zunächst *Die Rechtsmetaphysik der Göttlichen Komödie* (1941). Besonders dankbar wird der Leser dieser Aufsätze den Herausgebern dafür sein, dass nun auch die 1942 erschienene Interpretation von Inferno, *XXVI Odysseus in der Hölle* wieder zugänglich ist. Die Beschäftigung mit Dante blieb nicht Episode. Im gleichen Jahr als Hugo Friedrich *Die Struktur der modernen Lyrik* vorlegte, veröffentlichte er seinen am Institut für Europäische Geschichte in Mainz gehaltenen Vortrag *Dante*, der jetzt unter dem Titel *Das Gefüge der Göttlichen Komödie* in die gesammelten Aufsätze aufgenommen wurde. Und erst 1968 erschien ein kleiner *Abriss*

der *Geschichte der Danteforschung* als Einleitung einer für die Wissenschaftliche Buchgesellschaft zusammengestellten Aufsatzsammlung zur *Divina Commedia*.

Nicht zufällig hat Friedrich seine umfassendste Autorenmonographie gerade *Montaigne* gewidmet (1949). Bei ihm fand der Freiburger Romanist jene alle Exzentrik vermeidende Geisteshaltung, der er sich zeitlebens verpflichtet fühlte. Auch wo Friedrich die «Psychologie der menschlichen Mehrschichtigkeit» aufdeckt, wie in seinem bereits 1935 erschienenen Aufsatz *Immoralismus und Tugendideal in den <Liaisons Dangereuses>*, verliert er sich nicht an seelische Abgründe. Er bleibt stets der kühle Diagnostiker, der die gekonnte «Artistik der Verstellung und Hypokrisie» (I, 199) der Protagonisten des Romans aufdeckt. Bereits in diesem frühen Aufsatz zeichnet sich jene Faszination durch die europäische Moralistik ab, die dann nach Aufsätzen zu Pascal und Gracián in der zweiten Auflage der *Montaigne-Monographie* (1967) sich in einer eindrucksvollen Synthese niederschlug.

Friedrich hält mit Vorliebe Zwiegespräche mit kühlen und klaren Geistern. Das unterscheidet ihn von einem Romanisten wie Karl Vossler. Er hat es im Vorwort zu einer postumen Aufsatzsammlung des Münchner Romanisten selbst angedeutet: «Alles, was Vossler schrieb, ist durchtränkt von Farbe – um dann erst aus der Farbe und aus der Sichtbarkeit in die resümierende nunmehr begriffliche Formulierung überzugehen.» (II, 183.) Der Unterschied der beiden Gelehrten und Essayisten wird auch darin deutlich, wie sie romanische Dichtungen in ihre Muttersprache übertragen. Im Gegensatz zu Vossler drängt

sich der Übersetzer Friedrich nie in den Vordergrund. Ihm geht es nicht in erster Linie um «Schönheit», sondern um Präzision, wohl deshalb, weil für ihn Schönheit und Präzision zusammenfallen.

Selten hat ein Literaturwissenschaftler seine Forschungsergebnisse unaufdringlicher verarbeitet als Hugo Friedrich. Er scheut zurück vor grellen Stilleffekten. Erst durch regelmässigen Umgang mit seiner wissenschaftlichen Prosa lernt man, das Entscheidende nicht zu überlesen. Wer sich wie er als Glied in einer Kette gleichgesinnter Geister seit der Antike sieht, ist davor gefeit, den eigenen Beitrag zu überschätzen.

Vergessen wir Jüngeren darüber nicht, dass Weisheit und abgewogenes Urteil das Ergebnis eines langen Lebens sein müssen, um glaubwürdig zu sein. Andernfalls handelt es sich nicht um Haltung, sondern um Pose. Man weiss daher Erich Köhler Dank, dass er in seinem kurzen Vorwort, das infolge seiner wissenschaftlichen und stilistischen Vollkommenheit mitunter geradezu zeitentrückt wirkende Oeuvre Friedrichs in unsere Gegenwart hereinholt. Die Feststellung Friedrichs, dass die Geschichte der Kunst die Geschichte der Entdeckung von Wahrheiten über den Menschen ist, die nicht wieder verlorengehen dürfen, eben weil sie unüberholbar sind als Wahrheiten, ergänzt Köhler dahin, dass die späteren Zeiten Dichtung brauchen, um des «Fortschritts» willen: «<Fortschritt> will uns daher nicht, wie Friedrich, als eine der Literatur <unangemessene Kategorie> erscheinen, schon deshalb nicht, weil Fortschritt uns nicht, wie ihm, suspekt ist als rein mechanistischer, von der Naturwissenschaft entlehnter und ideologisch missbrauchter.» (I, VIII.)

Hugo Friedrich konnte am 24. Dezember letzten Jahres seinen 70. Geburtstag feiern. Man mag zu seinen Forschungen stehen wie man will: an ihren Ergebnissen wird keiner vorbeigehen können, der sich ernstlich mit

Romanistik und Literaturwissenschaft beschäftigt.

Johannes Höhle

¹Hugo Friedrich, *Romanische Literaturen*, Aufsätze I: Frankreich; Aufsätze II: Italien und Spanien, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1972.

VON ÄRZTEN UND PATIENTEN

Neue Erzählungen von Walter Vogt

Die Öffentlichkeit erwartet heute vom Autor (und er selbst fordert es von sich), dass er in jedem neuen Werk sich neu präsentiere, immer weiterdränge, andere Formen suche. Diesen Wunsch nach Verwandlung und Überraschung erfüllt der neue Erzählungsband von Walter Vogt in hohem Masse: es liegt wirklich, im Wortsinn, ein «neuer Vogt» vor. Und doch ist das Buch keineswegs Ergebnis des bewussten, zielgerichteten Suchens nach neuen Formen: wenn je, dürfte die Verwandlung in diesem Fall von innen heraus, fast zwanghaft, erfolgt sein.

Um eine scheinbare Äusserlichkeit an den Anfang zu stellen: der Erzählungsband «*Der Irre und sein Arzt*¹» ist – was Kenner kaum erwartet und manche auch nicht gewünscht hätten – ein Buch ohne das Feuerwerk von spitzen Bonmots, sprachlichen und inhaltlichen Gags, von boshaften (aber nicht unzutreffenden!) Karikaturen, ohne die satirischen Stiche und Schläge, mit denen Vogt von seiner ersten Veröffentlichung an («*Husten*» 1965) bei den Lesern Aufsehen und bei den Karikierten Aufregung verursachte, und zwar in einem Ausmass, wie es sonst bei uns nur bei Werken mit eindeutig politischer Brisanz zustandekommt. Im Gegensatz

dazu ist das neue Werk, das zu den stärksten Neuerscheinungen gehört, ein stilles, diszipliniertes, verhaltenes Buch; allerdings: ein harmloses Buch ist es nicht, ja, ich möchte behaupten, dass es gerade in seiner Verhaltenheit das unheimlichste, erregendste, auch dunkelste Buch des Autors ist. Es enthält einen in verschiedene Erzählungen aufgefächerten Bericht über eine Tiefenfahrt in die finsternen Bereiche der Depression, der Angst und des Schuldgefühls, ins unabgrenzbare Niemandsland zwischen sogenannter Krankheit und sogenannter Gesundheit, wie es ihn in dieser Rückhaltlosigkeit und Klarheit nicht eben häufig gibt.

Dem Thema, mit dem er als Schriftsteller debütierte und das schon vom Beruf her das seine ist, hat Vogt dabei, trotz stilistischer Veränderung, die Treue gehalten: Ärzte und Patienten, Leidende in einem weitesten Sinn, spielen auch hier eine wichtige Rolle, und unwillkürlich fühlt man sich zu einem vergleichenden Rückblick gedrängt. Man erinnert sich etwa an ein Kabinettstück der entlarvenden Satire, an das Porträt des berühmten Chirurgen in der Erzählung «*Husten*»: des Chirurgen, der aus Überanstrengung psychisch krank wurde (er meinte, er müsse alle

Patienten operieren, weil sie es ja schliesslich von ihm erwarteten), dann vom Psychiater den erlösenden Rat erhielt, grundsätzlich und mit exakter Regelmässigkeit nur mehr jeden zweiten zu operieren und dies, um zeitraubende und überflüssige Diagnosen zu sparen, immer abwechselnd auf der rechten und auf der linken Seite. Eine böse, vermeintlich leichtfertig geschriebene Karikatur, die den Arzt in seinem Machtanspruch und seiner Ahnungslosigkeit zeigt (der Patient ist ein wehrloses Opfer, das unter dem professoralen Zufallsschnitt stirbt) – welche die Betroffenen mit Schärfe und Ärger zurückwies.

Eine völlig veränderte Konstellation, ein veränderter Ton in der Titelerzählung des neuen Bandes «Der Irre und sein Arzt»: zwei Männer, ein alter und ein junger, auf den Überlandstrassen Schwedens, neben den Autos, an ihnen vorbeilaufend, alle Fahrgelegenheiten ausschlagend – eine Beckett-nahe, jedoch nach ihrem realen Hintergrund aufgeschlüsselte und in ihm nun ganz Vogtsche Situation: Arzt und Patient; der alte Arzt, der seinen jungen Patienten durch eine Fehldiagnose zum unheilbar Kranken gemacht hat oder sich dessen doch schuldig glaubt, und der nun, in einem endlosen Versuch des Widergutmachens, den Kranken in seinen Phobien begleitet, aber vielleicht seinerseits gefoppt wird vom Patienten, der in diesem Buch nicht einfach als Opfer des Arztes dargestellt wird, sondern als ein Gegenüber, das sogar zu einiger Perfidie fähig ist. Keine Satire, sondern eine radikale Darstellung des immer möglichen Versagens, der immer möglichen, ja wahrscheinlichen, in diesem Fall rückhaltlos akzeptierten Schuld.

Vielleicht erkennt man erst bei der

Lektüre des neuen Buches die Funktion, welche die vielen Bonmots und Gags, die aggressiven Spitzen auch, in den frühen Werken hatten: im nachhinein erscheinen sie als Versuche des Autors, eine intensive Erfahrung der Gebrechlichkeit der Welt, der Hilflosigkeit auch der zum Heilen Bestimmten, darzustellen und durch Lachen zugleich in einiger Distanz zu halten (und wie bereitwillig ergreift der Leser ja jede Gelegenheit, gerade in jenen Situationen zu lachen, wo einem das Lachen eigentlich vergehen sollte).

Es mag mit dem Wegfall solcher Defensivmassnahmen zusammenhängen, wenn in den neuen Erzählungen das Element des Selbstbiographischen stärker als früher, sicher weniger verfremdet hervortritt. Erfahrungsgemäss geben Werke von nachweisbar persönlicher Prägung Anlass zu den seltsamsten Reaktionen der Leser: von deplacierter Neugier bis zu schockiertem, peinlich berührtem Zurückweichen. Vielleicht ist es in diesem Fall nicht ganz unwichtig zu wissen, dass der Autor die Texte nicht ohne Zögern aus der Hand gab. Um so mehr hat man dem Verleger dankbar zu sein, dass er das Zögern überwand. Denn die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung und zu der daraus sich ergebenden Selbstdarstellung ist auch in einer Zeit, da Psychologie als Wissenschaft sozusagen lernbar geworden ist, keine Selbstverständlichkeit und nicht etwa unter die Routinearbeiten des Psychiaters einzureihen, sondern nach wie vor eine Kunst, und dem risikoreichen und unbequemen Unterfangen, sich seinem eigenen Ich und dieses der Öffentlichkeit auszusetzen, verdanken wir nicht wenig von unserem Wissen über den Menschen überhaupt. Wer übrigens meint, er habe nun den

Autor gewissermassen in der Hand, kenne ihn durch und durch, der könnte leicht der Geprellte sein; gerade literarischen Werken stark persönlicher Art ist mit der Pose des degagierten Lesers nicht beizukommen: in der Konfrontation mit dem Buch könnte es plötzlich der Leser sein, der sich betroffen und durchschaut fühlt.

Wie aus autobiographischem Material Literatur wird, das ist – hier wie anderswo – eine Frage der künstlerischen Umsetzung. Dabei könnten Vogts Erzählungen vielleicht so wirken, als ginge es darin nur um das Was, als seien Sprache und Form blosser Vehikel, sonst nichts. Denn seine Geschichten scheinen sich ganz von selbst zu ergeben, ohne Kunstaufwand. Der Autor hat in seinen letzten Büchern (zum Erzählungsband sind noch die «*Briefe aus Marokko*» zu zählen) eine Sprache von erstaunlicher Einfachheit, Unmittelbarkeit, Spontaneität entwickelt – oder wohl eher gefunden: eine «kunstlose», in ihrem Rhythmus unwiderstehliche Sprache; man liest zunächst einmal hingekissen, atemlos, ohne Reserven. Der Kunstverstand, ja eine versteckte Raffinesse der Darstellung sind so völlig in der Sache aufgegangen, wie dies bei einem reflektierten Schriftsteller überhaupt möglich ist. Die Erzählungen wirken denn auch zugleich unmittelbar und nüchtern; der Leser wird in den Bannkreis seelischen Leidens gezogen – und gleichzeitig zur klaren Diagnose gezwungen. Die Perspektive ist (auch wenn der rasche Leser das nicht merken dürfte) komplex – die Erzählung selber aber einfach, als erzähle die Geschichte sich selbst.

Mit ganz einfachen Mitteln schafft der Autor die nötige Distanz. Nur ein einziges Mal, beispielsweise, lässt er ein

«Ich» reden – es ist der vorgeschobene Erzähler der Titelerzählung; aber dies Ich ist zunächst einmal eine fiktive Figur und «kommt aus dem gleichen Kugelschreiber» wie die beiden von ihm erfundenen Hauptfiguren der Erzählung. In anderen Texten dagegen erzählt ein über der Sache stehender, über alles orientierter, klar disponierender Erzähler. Das heisst: Vogt wählt eine «unmoderne», ans neunzehnte Jahrhundert mahnende Form; aber am unheimlichen Stoff verliert sie das Vertraute, Gesicherte und wird ihrerseits unheimlich. Man hört, ohne dass dies gesagt würde, den diagnostizierenden Arzt reden, sachlich, analysierend (freilich kommt er ohne Fachjargon aus!) – aber zugleich so, dass durch die Klarheit der Diagnose die Unmittelbarkeit der Wirkung nicht gestört wird, dass der Leser, so widersprüchlich das tönen mag, zur Identifikation und zur Diagnose zugleich veranlasst wird. Beispielhaft lässt sich diese eigenartige Verbindung von Unmittelbarkeit und Distanz bei der Erzählung «Speed» zeigen (vielleicht die Meistererzählung des Bandes, von einer fast klassischen Folgerichtigkeit und Geschlossenheit). Es ist die Geschichte eines Rauschgift-süchtigen, erzählt aus der Sicht des Nüchternen, vielmehr des Ernüchternen, der die Visionen des Rausches als Illusion durchschaut, der auf der Seite der Wirklichkeit steht – aber ohne die falsche Überlegenheit, die Beschränktheit des Nur-Gesunden. Ein klinischer Fall, aber nicht zu katalogisieren in der Rubrik der Krankengeschichten, sondern ernstzunehmen als immer mögliche Gefährdung des Menschen schlechthin. Der Protagonist der Erzählung ist weder Künstler noch Hippie noch unbehauster Jugendlicher (oder

was sonst für Figuren dazu dienen, in unserem Bewusstsein das Drogenproblem zu exemplifizieren), sondern ein Bürger, ein angesehener, pflichtbewusster Beamter, dem die Genialitätserfahrungen des Rauschzustandes die eigene Unproduktivität unerträglich werden lassen: vom Autor weder in seinem Pflichtbewusstsein ironisiert noch in seinem Ausbruchsversuch heroisiert, sondern mit Sympathie, Mitleid und Respekt ernstgenommen.

«Für Sie gibt es keine moderne Diagnose», sagt am Schluss dieser Erzählung der Arzt zum schliesslich hospitalisierten Beamten N. Und dieser erwidert: «Ich weiss. Ich leide an Umnachtung, Schwermut und Wahn.» – Das sind erstaunliche Sätze, erstaunliche Begriffe im Werk eines Schriftstellers, der berufswegen selber zur Zunft der Psychiater gehört und über das Arsenal der hier anwendbaren und gebräuchlichen wissenschaftlichen Termini verfügt. Aber was Vogt schreibt, ist nicht literarisches Nebenprodukt einer psychiatrischen Praxis, seine Erzählungen

sind nicht literarisch stilisierte Fallstudien (was nicht heissen soll, dass sie für seine Fachkollegen ohne Interesse seien!). Der Bereich des Erlebens, des seelischen Leidens vor allem, den er darstellt, ist tiefer, älter gewissermassen, archaischer, als dass er durch eine moderne Diagnose definiert werden könnte. Das Buch redet, eindringlich wie kaum ein zweites, die alte, die immer wieder gegenwärtige Sprache der Melancholie, redet sie in einer unverstellten Direktheit, so dass kein Ausweichen möglich ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass diesem neuen Erzählungsband gegenüber eine unbeteiligte, unberührte, eine laue Reaktion überhaupt möglich ist – der Leser wird es entweder ablehnen, wegschieben – oder dann, betroffen, sich den darin Sprache gewordenen Erfahrungen und Bedrohungen aussetzen.

Elsbeth Pulver

¹Walter Vogt, *Der Irre und sein Arzt, Erzählungen*, Arche-Verlag, Zürich 1974.

PAUL CELAN – AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN SPRACHE

Zu einer Studie von Hermann Burger

Der Begriff des Sprachverlustes bezeichnet das Paradoxe der Celanschen Dichtung, ja der modernen Dichtung überhaupt. Celan ist der Dichter, der sprechend verstummt. Die späten Gedichtsammlungen zeigen dies deutlich: Die Sprache wird verstümmelt bis zur Unkenntlichkeit. Bei wachsender Perfektion in der Bildung von seltenen Metaphern bricht alles aus den Fugen, zerfällt ins «Metapherngestöber».

Hermann Burger, selber Schriftsteller (1967: *Rauchsignale*; 1970: *Bork*), fragt nach dem Grund solcher Sprachverstümmelung. Sprachverstümmelung als Prinzip neuer Sprachgestaltung, so lautet im wesentlichen die paradoxe Formel, auf der Burgers Dissertation¹ aufgebaut ist.

Es handelt sich um ein Paradoxon, dessen Appell sich kaum ein zeitgenössischer Schriftsteller zu entziehen ver-

mag. Und dies erklärt auch den nicht ganz alltäglichen Umstand, dass Burger, ein in der deutschsprachigen Schweiz immerhin schon recht bekannter Schriftsteller, sich überhaupt dem Studium der Germanistik, mithin der Interpretation von Texten und der Linguistik zugewendet hat. Die Reflexion über Sprache an sich hat ja schon zu Beginn unseres Jahrhunderts bei dem «literarischen Wunderknaben» Hofmannsthal eingesetzt und sich klar im Monolog Claudios in dem lyrischen Drama «Der Tor und der Tod» sowie im sogenannten Chandos-Brief niedergeschlagen. Danach wäre unter vielen andern der Schweizer Max Frisch hervorzuheben, auf den sich auch Hermann Burger, eine Stelle aus dem «Stiller» zitierend, bezieht. In dem genannten Roman heisst es:

«Schreiben ist nicht Kommunikation mit Lesern, auch nicht Kommunikation mit sich selbst, sondern Kommunikation mit dem Unaussprechlichen. Je genauer man sich auszusprechen vermöchte, um so reiner erschiene das Unaussprechliche, das heisst die Wirklichkeit, die den Schreiber bedrängt und bewegt. Wir haben die Sprache, um stumm zu werden².»

Celan, so merkt Burger hiezu an, hätte vermutlich hinzugefügt, dass die Magie der Reinheit des Unaussprechlichen im Schweigen so mächtig werden könne, dass sie den Dichter daran hindere, überhaupt noch Worte zu gebrauchen.

Unser Schweigen ist nicht immer Stummheit, sondern kann auch beredt sein. Im Schweigen kommt zum Beispiel so etwas wie eine seelische Übereinstimmung zweier Menschen zum Ausdruck. Da nun aber der Dichter die

Aktualisierung von Sprache zu seinem Beruf gemacht hat, muss er künstlich, in Gleichnissen, Metaphern und Symbolen mühsam zurückgewinnen, was er im Schweigen vielleicht schon einmal besessen hat:

Dies ist ein Wort, das neben den Worten einherging, ein Wort nach dem Bilde des Schweigens, umbuscht von Singrün und Kummer³.

Eines der zentralen Kapitel in Burgers Dissertation heisst denn auch «Das erschwiegene Wort». Das dichterische Wort wird poetisch besonders mächtig, wenn es, so Burger, «jene Ganzheit der Kommunikation stiftet, die, im Ausnahmefall, unter Schweigenden möglich ist⁴». Dies wäre «das absolute Gedicht» Celans, das es allerdings nicht gibt; das absolute Gedicht bleibt Utopie.

Dies ist, so will uns scheinen, der gedankliche Kern von Burgers Celan-Studie. Das methodische Geschick, mit dem der Germanist und Schriftsteller diesen Kern herauschält, kann hier nur andeutungsweise gewürdigt werden. Vorerst einmal fallen die Titel der einzelnen Kapitel in ihrer Beziehung zum Titel des ganzen Buches ins Auge. (Sie sind drucktechnisch auch entsprechend herausgehoben.) Der zunächst an Prousts «Recherche» erinnernde Titel des ganzen Buches, «Auf der Suche nach der verlorenen Sprache», kann nur richtig verstanden werden, wenn wir den Aufbau der Arbeit kurz nachvollziehen.

Die «verlorene Sprache» ist Ursprache, vielleicht eben Sprache des Schweigens. Genaueres über den Begriff der Ursprache erfahren wir aus dem ersten Kapitel, das dem Thema «Der Weg zum Ursprung» explizit ge-

widmet ist. Hier wird die Prosadichtung «Gespräch im Gebirg⁵» einer genauen Betrachtung unterzogen. Das «Gespräch» mündet, obwohl sein Gegenstand zunächst der lange und beschwerliche Weg des jüdischen Volkes, also ein geschichtlicher ist, letztlich ins Bewusstsein der Sprachproblematik des Dichters im 20. Jahrhundert, worauf wir einleitend bereits hingewiesen haben. Diesem grundlegenden Einleitungskapitel folgen nun vier Gedichtinterpretationen.

Unter dem Titel «Mohn und Gedächtnis» wird das Gedicht «*Umsonst malst du Herzen ans Fenster*» einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Schon dieser frühe Text liegt in der erwähnten Zone des Schweigens; schon hier wird das Celansche Paradoxon des sprechenden Verstummens deutlich. Unter dem Aspekt dieses Problems der Sprache kommunizieren alle von Burger interpretierten Texte miteinander, was methodisch um so sinnvoller ist, als sich Celan, wie Burger überzeugend nachweist, ganz konsequent an ein System von Zeichen gehalten hat. Tatsächlich lassen sich ja die meisten Metaphern und Chiffren im Gesamtwerk des Dichters mehrmals belegen, so dass sich ein synoptisches Verfahren bei der Interpretation der Gedichte geradezu aufdrängt. Eine wertvolle Hilfe für diese Synopsis bietet sich heute in P. H. Neumanns Wort-Konkordanz zur Lyrik Paul Celans an (bis 1967)⁶, von der auch Hermann Burger Gebrauch gemacht hat.

Im Gedicht «*Die Winzer*», dessen Interpretation das dritte Kapitel von Burgers Buch enthält, hat Celan selber eine Summe seiner Erfahrungen als Dichter gezogen. Die Traubenernte im Herbst, die den Gehalt des Gedichtes ausmacht, hebt in sich den ganzen Ab-

lauf des Jahres auf: «Im Herbst wird geerntet, was der Sommer an Früchten reifen liess, aber es wird auch eingebracht aus Angst vor der Erstarrung im Winter», schreibt Burger⁷. Wein bedeutet aber bei Celan nicht nur Rebensaft, sondern auch Augenwein, Geweintes. Und dieses Tränenmotiv wird bei Celan, wie übrigens auch bei Trakl (Schmerz versteinerte die Schwelle), mit dem Motiv des Steins in Verbindung gebracht. Hier greift Burgers Synopsis auch über Celans eigenes Schaffen hinaus auf einen nah verwandten Dichter.

Mehr theoretischen Überlegungen zur Sprachproblematik ist das vierte Kapitel gewidmet. Auch hier wird von einem Gedicht der früheren Zeit ausgegangen («*Mit wechselndem Schlüssel*»), wobei sich Interpretationskunst und Linguistik sehr gut ergänzen, wie denn überhaupt bei Burger diese beiden Teilgebiete der Germanistik sich in keiner Weise mehr verständnislos gegenüberstehen, sondern immer wieder aufs schönste zu einem Ganzen zusammengeführt werden.

Das Schlusskapitel gilt wie der Eingang des Buches einem Text aus der späteren Schaffenszeit des Dichters, dem Gedicht «*Weggebeizt*» aus der Sammlung «*Atemwende*». Es geht hier Burger vorwiegend um die Aufschlüsselung einer einzigen Metapher, die für Celan von zentraler Bedeutung ist: «*Atemkristall*». Das Wort ist aufzufassen als Doppelchiffre, die aus zwei Schlüsselwörtern zusammengesetzt ist, eben Atem und Kristall. Atem ist Lebenshauch (Pneuma), auch Inspiration; Kristallisation des Atems bedeutet Vereisung, Erstarrung. Das Kunstwerk, besonders dasjenige Celans, aber vielleicht das Werk unserer Epoche überhaupt ist zu begreifen aus dieser paradoxen

Spannung zwischen Lebenshauch und Todeskristall.

Bruno Bolliger

¹Hermann Burger, Paul Celan. Auf der Suche nach der verlorenen Sprache, Artemis-Verlag, Zürich und München 1974. –

²Max Frisch, Stiller, Frankfurt am Main 1965, S. 391. – ³Paul Celan, Von Schwelle zu Schwelle, 2. Aufl., Stuttgart 1960, S. 16. – ⁴Burger, a. a. O., S. 99. – ⁵Burger stützt sich auf die Fassung von 1962, vgl. dazu das Quellenverzeichnis, S. 147 der Dissertation. – ⁶München 1969. – ⁷Burger, a. a. O., S. 65.

EINE SCHÖNBERG-BIOGRAPHIE

Hans Heinz Stuckenschmidt, der Berliner Musikkritiker und -schriftsteller, hat sich beinahe lebenslang mit Arnold Schönberg beschäftigt. 1951 erschien, ebenfalls im gleichen Zürcher Atlantis-Verlag, sein erstes Buch über den Komponisten. Es füllte damals entscheidend eine Informationslücke, erreichte mehrere Auflagen und wurde in sechs Sprachen übersetzt. Es konnte damals als wichtiger Beitrag zum Schönberg-Verständnis und zur Schönberg-Ausbreitung in der zweiten Nachkriegszeit verstanden werden.

Nur verständlich, wenn Stuckenschmidt auch die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte nun in einem umfangreichen Schönberg-Buch verwertet haben wollte. So erschien rechtzeitig zu Schönbergs hundertstem Geburtstag sein überaus ausladendes Schönberg-Buch. Es kann zumindest zum materialreichsten und aufwendigsten Dokument innerhalb des Schönberg-Schrifttums gezählt werden.

Das ausführliche Vorwort erwähnt getreulich all die Quellen und Vermittler zu dieser Monographie. Schönbergs beide Söhne aus zweiter Ehe ermöglichten Stuckenschmidt den Zugang zum gesamten Nachlass im Haus an der Nord-Rockingham Avenue in Los Angeles im Herbst 1971. In dieser Zeit konnte er

auch selber in der Library of Congress in Schönbergs erhaltene Korrespondenz Einblick nehmen.

Stuckenschmidt kannte Schönberg persönlich in der Zeitspanne von 1924 bis 1949. Josef Rufer, der Schönberg-Schüler und -Biograph, stellte Stuckenschmidt sein Material für ein geplantes Schönberg-Buch zur Verfügung. Margot Hinnenberg-Lefèbre, Stuckenschmidts Ehefrau seit 1932, gehörte zur bevorzugten Schönberg-Sängerin in den späten zwanziger Jahren bis zu Schönbergs Emigration. Die Wiener Universal-Edition, Schönbergs Hauptverleger seit 1903, gewährte Stuckenschmidt auch Einblicke in den stets noch unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Alban Berg und Anton von Webern. Zusammen mit Schönbergs Tagebuch aus der Zeit von 1912 bis 1915 gab er dem Biographen Auskünfte über fast jeden Tag in gewissen Zeiten von Schönbergs Leben. Die Quellen von Richard Strauss und Alma Mahler-Werfel bis in die späten Jahre im amerikanischen Exil gehen in die Dutzende. Als bevorzugteste bezeichnet Stuckenschmidt in seinem Vorwort die von Schönbergs Tochter Nuria Nono. Sie las und berichtete dem Biographen nicht nur das Manuskript, sondern verstand – laut Stuckenschmidts Bekenntnis – ihm die

Einblicke in die Privatsphäre der Schönberg-Familie zu geben, wie das eben tote Quellen und Gegenstände kaum vermögen.

Stuckenschmidt hält zu Anfang fest, dass es ihm in dieser Schönberg-Biographie vor allem einmal darum ging, die Verbindungen und Verflechtungen von Schönbergs musikalischem, literarischem und bildnerischem Werk mit seiner künstlerischen, religiösen, wirtschaftlichen und politischen Umgebung darzustellen. Das ist dem Biographen – anerkennend sei das zu vermerken – durchwegs gelungen. Stuckenschmidts Schönberg-Buch wurde dabei nicht nur zu einer Schönberg-Monographie, sondern zu einer Beschreibung der Musikgeschichte zumindest im deutsch-österreichischen Musikraum.

Die Reihenfolge im Untertitel mit «Leben–Umwelt–Werk» darf wörtlich genommen werden. Stuckenschmidts Schönberg-Buch ist eine Monographie vor allem einmal zu Schönbergs äusseren Lebensumständen, erst an letzter Stelle eine Beschäftigung mit den einzelnen Werken und dem Oeuvre im Überblick. Auf weite Strecken kommt einem die Schönberg-Biographie vor als Materialansammlung mit zwar eher mehr als weniger unbekanntem Fakten. Da vernimmt man, dass Schönberg im Elternhaus von seinem Onkel gern «Armand» genannt wurde, dass er im Sommer 1901 nach der Erzählung Gustav Schwabs einen Operntext «Die Schildbürger» verfasste. So werden hier die biographischen Hintergründe zur Entstehung des zweiten Streichquartetts in fis-moll op. 10 dargestellt und der mit der Familie Schönberg – und vor allem mit Schönbergs erster Frau – befreundete Maler Richard Gerstl in Zusammenhang mit Schönbergs Produktion –

auch seiner bildnerischen jener Zeit – gebracht. Anschaulich nachgezeichnet – und mit Briefdokumenten belegt – ist die anfängliche Wertschätzung und die allmähliche, aber unaufhaltsame Abkühlung im Verhältnis zwischen Schönberg und Richard Strauss. Die Hinweise auf Schönbergs literarische und theoretische Werke und viele angefangene, aber nie entwickelte oder gar vollendete Werke – wie etwa der Hinweis auf Gerhard Hauptmanns «Und Pippa tanzt» als möglichem Opersujet – erweitern die Vorstellung von Schönberg als schöpferischem Menschen. Überaus ausführlich ist da die Aufführungsgeschichte des «Pierrot lunaire» dokumentiert, und beinahe langfädig wirkt hier die Lebensgeschichte der Darstellerin und ersten Interpretin dieses Zyklus: Albertine Zehme. Dagegen erstmals so umfassend dargestellt wurde die erste Zeit im amerikanischen Exil bis zur Übersiedlung nach Kalifornien und die Beschreibung der äusserlichen Existenzprobleme der Familie.

Ein Hang zu beredamer Ausführlichkeit und beinahe ermüdender Detailfreudigkeit ist nicht zu überhören. So kann nicht ganz eingesehen werden, warum alle Hunde in Schönbergs Elternhaus namentlich erwähnt werden müssen, zumal Schönberg selber nie darauf Bezug nahm und sie auch nicht in einem Werk – etwa in Thomas Mannscher Weise – verwertet hatte. Auch müsste die Datierung der frühen Orchesterlieder op. 8 auf den Tag genau nicht unbedingt im Hauptteil vorgenommen werden, sondern hätte zur Entlastung der Textmasse – wenn schon verwendet – ohne weiteres in dem – vorzugsweise etwas ausführlicher gehaltenen – sogenannten «Chronologischen Werkverzeichnis mit Uraufführungs-

daten» untergebracht werden können.

Es droht hier vor allem der Eindruck eines mosaikartigen Gefüges. Stuckenschmidt versuchte zwar oftmals die 19 Kapitel unter ein – nicht immer ausdrücklich ausgesprochenes – Thema zu stellen, wie das erste «Der zweite Bezirk» unter das des Wiener Judentums oder das sechste «Luft von anderem Planeten» unter das der Auflösung der tonalen und sozialen Bezüge und Verhältnisse. Dadurch führt die Biographie über Schönberg als Einzelgestalt hinaus und wird zu einer Darstellung auch der Musik und ihrer Gattungen selbst über die entsprechende Epoche hinweg.

Gleichwohl kommt die eigentliche Werkbeschreibung zu kurz. Darstellungen etwa der «Gurrelieder», auch der Oper «Moses und Aaron» oder des Vierten Streichquartetts von 1936 sind für eine Publikation, die sich im Klappentext «*die grosse Schönberg-Biographie*» unserer Zeit nennt, zu knapp, mager und oftmals auch zu unspezifisch. Das Schlusskapitel «Urzelle», das auf die vorherrschenden Tonkomplexe durch Schönbergs Oeuvre hindurch oder die anagrammhafte Verwendung der Notenbuchstaben im Schönberg-Kreis überhaupt hinweist, ist kaum ein genügender analytischer Ausgleich zu dieser vor allem einmal *Lebens*-Monographie.

H. H. Stuckenschmidts Schönberg-Buch wirkt vorrangig auch als bibliophiles Produkt. Es enthält viele wenig oder unbekannte Photographien und Faksimiles. Manches bisher nicht veröffentlichtes und heute schwer zugängliches schriftstellerisches Zeugnis Schönbergs vor allem aus der amerikanischen Zeit ist teilweise von Stuckenschmidt aus dem Englischen über-

tragen und im Anhang unter «Dokumente» untergebracht worden. In diesem Zusammenhang beinahe als Kuriosa nehmen sich da etwa Schönbergs beiden letzten Schulzeugnisse von 1890 oder auch eine (kritisch gehaltene) «Notiz über Webern» aus. Als überaus grosszügige Erscheinung zeigt sich da Schönberg in einem Dokument von 1946: «Über Strauss und Furtwängler», wo der Exilierte sich äusserst grossherzig über die unmittelbare politische Vergangenheit der beiden Deutschen hinwegzusetzen bemüht.

Diese Schönberg-Monographie scheint weniger für den Schönberg-Kenner und -Forscher als für den Schönberg-Freund bestimmt zu sein. Zwar ist sich Stuckenschmidt im Vorwort bewusst, darin noch nicht alle Quellen zu Schönbergs Leben und Produktion aufgespürt und auch verwertet zu haben. Doch er weist darauf hin, dass durch seine Detailvorarbeiten manche Lücken gefüllt und viele Fehler – auch die in seinen eigenen Publikationen zwischen 1920 und 1972 – berichtigt werden konnten. Tatsächlich ist er damit – wie er abschliessend hofft – «einen Schritt weiter gekommen». Einer kommenden Forschung wird es aufgetragen bleiben, vor allem durch Detailstudien analytisch in Schönbergs musikalisches Oeuvre einzudringen. Dem Musikwissenschaftler liegt da noch ein weites Feld zur Klassifizierung vor. Die nächste Schönberg-Monographie wird sich wohl an erster Stelle das Werk vornehmen.

Rolf Urs Ringger

¹H. H. Stuckenschmidt, Schönberg, Leben – Umwelt – Werk, Atlantis-Verlag, Zürich 1974.

RESISTOLOGIE

Neue Wege der anthropologischen Psychologie beschreibt *Peter Seidmann* in seinem Buch «*Der Mensch im Widerstand*¹». Den Psychotherapeuten, zu denen er gehört, ist der innere Widerstand des Neurotikers gegen die Heilung wohlbekannt. Seidmann blickt über den Fachbereich hinaus, untersucht neben den in der Tiefenpsychologie vorkommenden Widerstandsformen solche der Geistes- und der Weltgeschichte und fasst die Ergebnisse zu einer allgemeinen Resistologie zusammen. Es ist bezeichnend für seine ethische Grundhaltung, dass er den ersten Hauptteil des Buches mit Betrachtungen über Sokrates und Erasmus als Vertreter des wahnkritischen Widerstandes eröffnet. Sokrates erscheint als der Mann, der sich um denkerisch überprüfter sittlicher Werte willen der demagogischen Ideologie seiner Ankläger entgegenstellt, Erasmus von Rotterdam als «einzelgängerisches Haupt des geistigen Widerstandes gegen den grosskirchlichen Kriegs- und Massenklerikalismus», Vorbild einer «friedenspolitischen Résistance mittels Bildung und Erziehung». Bedeutsam ist die Erkenntnis, dass dieser hochverfeinerte kritische Geist das katholische System nicht zu durchbrechen vermochte, dass es hierzu Luthers bedurfte, den jener mit Grund barbarisch fand. Unbeachtet bleibt leider die innere Widersprüchlichkeit dessen, was Seidmann die sokratisch-christliche Philosophie des Erasmus nennt: die kaum zu überbrückende Kluft zwischen kritisch lernendem Sokratismus und offenbarungsmässig lehrendem Christentum.

Schon bei der Charakteristik der

Gegner des Sokrates und des Erasmus kommt der Beitrag des Verfassers zum Fachwörtertschatz der analytischen Psychologie ins Blickfeld: *der Begriff des Herakleswahns*. Ausführlicher demonstriert Seidmann das damit Gemeinte an Lenin und Hitler. Beiden billigt er zu, dass sie sich selber gutgläubig als Widerstandskämpfer verstanden – Lenin anfänglich noch mit dem Bekenntnis zu den Rechten der Persönlichkeit. Aber die im oppositionellen Widerstand erungene Macht verwendeten sie zu gewalttätigen herakleischen «Säuberungen», zur Ausmistung von «Augiasställen», wie Lenin selber sich ausdrückte, und zwar unter gänzlicher Missachtung des Einzelmenschen. Für Hitler war der Mensch überhaupt nur «eine ganz kleine Bazille auf dieser Erde», und entsprechend skrupellos betrieb er Krieg und Ausrottung. Den Aufstand der rätedemokratisch-sozialistischen Kronstädter gegen die bolschewistische Diktatur (1921) und die Tätigkeit der «Weissen Rose» (Gruppe um die Geschwister Scholl) gegen Hitler würdigt Seidmann kontrastierend als Widerstand aus dem Geiste der Menschlichkeit. Angesichts des äusserlich ohnmächtigen, tragisch scheiternden Widerstandes der «Weissen Rose» kommt er zum Schluss, dass das Recht, um sich gegen das Unrecht zu behaupten, der Macht bedarf. In diesem Zusammenhang wäre allerdings zu fragen, ob nicht leider, ähnlich wie im Falle Luther gegen Rom, barbarische Kräfte nötig waren, um Systeme des Unrechts wie den Zarismus und den Versailler Vertrag aus der Welt zu schaffen.

Vom tiefenpsychologischen Gegen-

stück des sich geschichtlich manifestierenden Widerstandes handelt der zweite, mittlere Teil des Werkes. Die Lehren Freuds und Jungs vom Patientenwiderstand werden sorgfältig nachgezeichnet. Auch da macht sich das ethische Leitmotiv des Verfassers geltend. Er weist in den Ansichten Freuds von den gesunden und kranken Widerstandsregungen, insbesondere vom notwendigen partiellen Triebverzicht, das ordnende, kulturfreundliche Vernunftprinzip nach. In Freud selber erblickt er einen Widerstandskämpfer, der aus nonkonformistischer Wahrheitsliebe für kritische Humanität eintritt. Bei Jung dagegen findet er ein Streben nach Versöhnung der Gegensätze, das zu einer bedenklichen Relativierung und sogar Rechtfertigung des Bösen führt. Der eine Zeitlang gehegten Sympathie für den Nationalsozialismus hat Jung später freilich abgesagt.

Die Beschreibung von sechs Fällen aus der psychotherapeutischen Praxis des Verfassers illustriert verschiedenartige, durch Anlage und Umwelt bestimmte Formen des neurotischen Widerstandes. Mehrfach ist auch in diesen privaten Krankheitsgeschichten von herakleischen Säuberungstendenzen die Rede.

Der dritte Teil bietet eine existenzphilosophische Zusammenschau der in den vorausgegangenen Teilen geschilderten Erscheinungen, eine systematische Resistologie. Als fundamentaler Wesenszug menschlichen Daseins wird *das personale Sein-in-anderem* beschrieben, das notwendig konflikthafte Festhaltensein sowohl des Einzelnen wie jeder gesellschaftlichen Gruppe im vielfältigen Anderssein der Umwelt. Eigenstand ist nach Seidmann in sich selbst Stand-gegen-andere, Widerstand. Aus-

führungen über dessen je besondere Problematik als Akt der Abgrenzung, als Hemmung, als Machtäusserung, im Generationenkonflikt usw. bestätigen immer wieder: «Noch vor jeder Verherrlichung als Zeichen des Guten und jeder Verfemung als Inkarnation des Bösen ist Widerstand seinem Wesen und Baugesetz nach eine anthropologische Grund-Notwendigkeit, eine ontologische Unausweichlichkeit des menschlichen Daseins.»

Unausweichlich wie die Widerstandssituation selber ist das *Dilemma* der Widerstände, damit auch die «Schuld-und-Schatten-Implikation» jeder wesentlichen existentiellen Entscheidung, die Not des Gewissens im Kräftefeld der als gültig erkannten Werte einerseits, der geschichtlichen Situation andererseits. Das Gewissen, betont Seidmann, ist zwar eine fundamentale Daseinskraft, aber irrtumsfähig. In jeder Form mit Schmerz verbunden, tritt Widerstand auch als Quelle der Angst in Erscheinung, zumal der numinosen, die durch Fülle und Tiefe des Daseins erregt, doch oft von Manipulatoren des «heiligen» Terrors missbraucht wird.

Im Anschluss an diese Gedankengänge erhält die Lehre vom Herakleskomplex systematische Gestalt. Seidmann bezeichnet ihn als resistentiellen Grundkomplex, als traumatisch entstandene tiefenseelische Struktur, die «latent eine totale, gewaltsame Erlösung von den beängstigenden Lebenskonflikten und den Dilemmas der Widerständigkeit intendiert». Die Ambivalenz der herakleischen Verhaltensweise ist bereits im antiken Mythos gegeben, der den Herakles einerseits wohl als Retter und Lichthelden, andererseits jedoch als zeitweilig der Hybris verfallen und mit Wahnsinn ge-

schlagen darstellt. Im Einklang mit den historischen Kapiteln und im Unterschied zu der einseitig tiefenpsychologischen Heraklesdeutung Jungs konstatiert Seidmann den allgemein anthropologischen, in der Geschichte wahrnehmbaren Sinngehalt dieses Mythos. Wenn er dann die besondere Anfälligkeit des Utopismus für den Herakleswahn vermerkt, aber auch der *wahnfreien* «utopischen Funktion» gedenkt, so müsste es wohl erlaubt sein, analog der doppelwertigen Sagengestalt auch von der *guten* herakleischen Reaktion sokratisch-erasmianischer Geister zu sprechen. In der Ausrichtung auf universal verstandene Verantwortlichkeit sieht der Verfasser jedenfalls die *gute* Möglichkeit des Widerstandes überhaupt, das Prinzip, das sowohl die neurotische Starrheit wie den totalitären Fanatismus überwinden hilft. Unter Hinweis auf die extremistischen Strömungen der Gegenwart macht er klar, dass solche Verantwortlichkeit im Zeichen der Vernunft angestrebt werden soll.

Das Buch Peter Seidmanns ist eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft von der Condition Humaine. Es stellt einen Begriff in den Mittelpunkt, dessen allgemeine anthropologische Bedeutung bisher zu wenig beachtet worden ist. Dank diesem neuartigen Ansatz entgeht Seidmann dem sexualistischen Prokrusteswahn mancher seiner

Berufsgenossen. Schade, dass die fachmännische Ausdrucksweise gelegentlich das Verständnis erschwert. Dem im Kerngehalt so lebensdienlichen Werk wäre eine über die Fachkreise hinausreichende Leserschaft zu wünschen. Es finden sich darin Sätze von leuchtender Richtigkeit wie die folgenden, die als Quintessenz von Seidmanns Menschenbild gelten können:

«Indem der triebhafte Untergrund des Daseins sich zum Herrn aufschwingen will, zwingt er die Vernunft, einen schöpferischen Widerstand zu leisten. Gerade *weil* triebhafte Schwächen und Exzesse, Illusionen und Träumereien, Selbstliebe und Lebenslügen den Menschen so leicht zu wahnhaften Entstellungen des Realitätsbildes verführen und *weil* somit die Elemente des Wahns das Menschsein mitkonstituieren, ist Vernunft mit all ihrer Nachtblindheit und Gebrochenheit seinsnotwendig für menschliches Leben» (S. 288).

Dass hier, im Widerspruch zu allerhand romantischer Lehre, der Vernunft eine schöpferische Funktion zugeschrieben wird, ist auch eine Widerstandsleistung.

Robert Mächler

¹Peter Seidmann, *Der Mensch im Widerstand, Studien zur anthropologischen Psychologie*, Francke-Verlag, Bern und München 1974.

HINWEISE

Gesundheitswesen – wohin?

Kostenexplosion, Krankenversicherung, Chronischkranke, klassenloses Krankenhaus, Medizinerbedarfspro-

gnosen, Präventiv- und Sozialmedizin: ein wahrer Katalog von Schlag- und Reizworten, der beliebig verlängert werden könnte und der illustriert, welche ungelösten und umstrittenen Pro-

bleme das Gesundheitswesen uns heute stellt und erst recht in Zukunft stellen wird. Mit der Broschüre «Zukunftsaspekte unseres Gesundheitswesens» (im Anschluss an eine Tagung herausgegeben von *Gerhard Kocher*) versucht nun die Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung den reich befrachteten Fragenkomplex zu zergliedern und die Teilaspekte zu analysieren. Dank der Mitarbeit einer Reihe von Fachleuten aus der Medizin, der Politik, des Krankenhauswesens, der Sozialversicherungen u. a. m. vermittelt der Bericht eine gerade für den Laien wertvolle (wenn auch fast verwirrende) Menge von Fakten und Ansichten zum gegenwärtigen Stand der schweizerischen «medizinischen Infrastruktur». Um die vielfältigen und teilweise noch nicht klar erkannten Schwierigkeiten des schweizerischen Gesundheitswesens – das zu einem innenpolitischen Zentralthema zu werden verspricht – besser in den Griff zu bekommen, wird die Forderung nach einer nationalen Gesamtgesundheitskonzeption erhoben. (Verlag Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung [SZF], Wetzikon 1974.)

Freiheit – Fortschritt – Demokratie

Jeanne Hersch ist Philosophin. Doch hat sie sich stets dagegen verwahrt, die Philosophie in den Elfenbeinturm zu verbannen. Ihre Aufgabe als Philosophin sieht sie in der Erhellung der Grundprobleme des Menschseins, in der Bewahrung der existentiellen Freiheit des Menschen gegen alle Ideologien sowie in der Erhaltung jener Werte, ohne die die Selbstverwirklichung des Menschen unmöglich er-

scheint. *Jeanne Hersch* hält es für die Pflicht jedes einzelnen, auch des Philosophen, sich um das öffentliche Geschehen zu kümmern und einzugreifen, wenn Fehlentwicklungen sichtbar werden.

Einige der Reden und Aufsätze, in denen *Jeanne Hersch* zu Zeitfragen Stellung nimmt, sind nun – unter dem Titel «Die Unfähigkeit Freiheit zu ertragen» – in Buchform erschienen. Was an ihnen besticht, kann in aller Kürze formuliert werden: es ist die Klarheit und Unabhängigkeit des Denkens.

(Benziger-Verlag, Zürich, Köln 1974.)

Lorca über Dichtung und Theater

Der Übersetzer *Enrique Beck* legt in einem Suhrkamp Taschenbuch die Äusserungen des spanischen Lyrikers und Dramatikers *Federico García Lorca* vor. Es handelt sich um eine Sammlung von Dokumenten und Überlieferungen, die 1966 bereits im Insel-Verlag erschienen war und hier also in neuer Gestalt die literatur- und theatertheoretischen Ansichten *Lorcas* zur Diskussion stellt. Dabei sind nicht nur *Lorcas* eigene schriftlichen Aufzeichnungen verwendet worden, sondern Interviews, Äusserungen gegenüber Verwandten, Dichtern, Kritikern und Journalisten. Hingegen sind Briefe *Lorcas* nicht herangezogen. *Becks* Übersetzung basiert auf einer spanischen Ausgabe; der kleine Band enthält einen vollständigen Quellennachweis. Als Arbeitsinstrument für Interpreten, besonders auch für Schauspieler und Regisseure, die sich mit *Lorca* auseinandersetzen, ist das Bändchen unentbehrlich (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. Main).

Die Geschichte des Daniel Ch.

Es handelt sich um die Romanbiographie Chodowieckis, des berühmtesten Buchillustrators des 18. Jahrhunderts. Geschickt präsentiert Carl Brinitzer um diesen Brennpunkt des literarischen Lebens die wichtigsten Figuren und Werke der Zeit (Basedow, Lavater, Goethe, Nicolai und Lichtenberg, über den Brinitzer bereits ein Buch veröffentlicht hat). Sorgfältig geht er all den Intrigen und Verlagsbeziehungen nach, wobei generell für den Laien sehr viel Detailhaftes anfällt, der Fachmann aber naturgemäss leer ausgeht. Der Verfasser sucht diese Gefahr durch einen pointierten Stil zu bannen: gerne hätte man einen Teil des Textes daran gegeben, um ein wenig mehr originalen Chodowiecki zu bekommen – die Illustrationen sind, wenngleich verkleinert, zu loben. Die Geschichte des Daniel Ch., ein Sittenbild des 18. Jahrhunderts, erschien in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart 1973.

Mehring's «Grosses Ketzerbrevier»

In den Darstellungen der deutschen Literatur hat *Walter Mehring* noch keinen endgültigen Platz. Manchmal hat man den Eindruck, er werde als Verfasser von Chansons und Kabaretttexten, als lyrischer Satiriker, nicht ganz so ernst

genommen. Zwischen den Stühlen zu sitzen, ist sein Schicksal, das individuelle wie das literarische. Aber das «*Grosse Ketzerbrevier*», die Sammlung lyrischer Texte von 1916 bis 1960, dürfte im Überblick sichtbar machen, wer *Walter Mehring* wirklich ist: ein Dichter. Als Expressionist trat er an, veröffentlichte im «*Sturm*» von *Herwarth Walden* seine Balladen, schlug sich dann zu den Dadaisten und bereicherte die Dada-Literatur durch Texte wie beispielsweise die «*Publikumslästerung*». Er ist ein Köhner und Virtuose, er kann herrlich frech sein und dann wieder besinnlich, er hat eine Spannweite des lyrischen Ausdrucks, die man nur bewundern kann. Und wie sie da nun, der Zeit schon etwas entrückt, versammelt sind, die Verse aus dem Ersten Weltkrieg, die Ketzerbreviere der zwanziger Jahre, die Arche Noah SOS aus den Tagen von Hitlers Machtergreifung, der Transatlantische Psalter des Emigranten und alle die andern Gedichte eines langen und kämpferischen Lebens, sieht man, dass sie uns alle so betreffen wie eben Zeitgenossen. *Walter Mehring's «Kunst der lyrischen Fuge»* ist ein bestürzend aktuelles Buch, weil es die Sprache seiner Zeit spricht. Und es ist ein überdauerndes Buch, weil es Form hat. (F. A. Herbig'sche Verlagsbuchhandlung, München, Berlin 1974.)

In den nächsten Heften lesen Sie:

Emil Küng
H. R. Meyer

Ernst Nef
Werner Günther
Beatrice von Matt

Die westliche Welt in einer Bewährungsprobe
Verkehrspolitik – oder: Vom Wahrheitsgehalt
wissenschaftlicher Aussagen
Über Wolfgang Hildesheimer

Zu den Novellen von Meinrad Inglin